

Josef Ehrenfried Hofmann 1900-1973.
Anmerkungen zu einer späten kurzen Zusammenarbeit

*„... nicht jedes ausgestreute Samenkorn geht auf;
nicht jedes aufkeimende Pflänzlein entwickelt sich nach Wunsch –
die Erde aber, der das nötige Saatgut verweigert wird,
bringt trotz sorgsamster Pflege nichts als Unkraut hervor!“ (61.03, S. 20)¹*

Man hat mich gebeten, als Zeitzeuge über den Menschen Josef Ehrenfried Hofmann (7. März 1900 – 7. Mai 1973) zu berichten. Wenn Sie sich vergegenwärtigen, dass unser Erblasser bereits vor rund 40 Jahren verstorben ist, kann es Sie nicht verwundern, dass seine akademischen Mitstreiter von einst heute zumindest im 7. Jahrzehnt ihres Lebens stehen. Auch sind deren Erinnerungen an die persönlichen Begegnungen nach vier Jahrzehnten schon etwas unscharf geworden und können nicht so leicht zur Zeichnung eines lebensvollen und detailstrotzenden Bildes dieser Person angeregt werden. Dennoch erscheint es mir – nach der soeben erfolgten Würdigung der wissenschaftlichen Leistungen eines der bedeutendsten deutschen Mathematikhistorikers des 20. Jahrhunderts – nicht nur gerechtfertigt, sondern (im Sinne einer heutigen, alle Lebensbereiche umfassende Geschichtsschreibung) geradezu notwendig, auch die Persönlichkeit dieses gestrengen, noch durch die Kaiserzeit geprägten Dieners höherer kultureller Interessen, der zugleich ein großzügiger geistiger Mäzen vieler junger Wissenschaftler war, in den Blickpunkt zu rücken. Dabei wird es unvermeidlich sein, dass meine Anmerkungen in engem Zusammenhang mit dem Diktum² seines Vorbildes Gottfried Wilhelm Leibniz (1646-1716) stehen werden:

*„Und ist das Vornehmste
ardor aliquid egregii praestandi
[das Begehren, etwas Herausragendes zu vollbringen,]
conjunctus cum animo erga alios aequo
[verbunden mit einer fairen Gesinnung gegenüber anderen]
und muß man ihnen
den stimulum gloriae [das Streben nach Ruhm] dabey lassen
qui etiam sapientissimis novissimus exuitur.
[das auch die Weisesten als Letztes ablegen.]“*

¹ Diese Angaben beziehen sich auf die zweibändige Ausgabe *Joseph Ehrenfried Hofmann. Ausgewählte Schriften*. Hrsg. Ch. J. Scriba. Hildesheim/Zürich/New York 1990. Die vierziffrige Zeichenfolge bezeichnet die Position des zitierten Beitrags im Verzeichnis der Schriften zu Beginn des ersten Bandes, die Seitenangabe ist die der Originalpublikation.

² Brief an E. W. von Tschirnhaus vom 31. März 1694 (Akademie-Ausgabe III,6 S. 43).

1. Im Jahre 1969 wurde mir, einem damals frisch promovierten Kantianer, der zugleich an einer mathematischen Dissertation über Erzeugende Funktionen arbeitete, das Angebot unterbreitet, an den mathematischen Bänden der Leibniz-Akademie-Ausgabe mitzuarbeiten. Diese Offerte beruhte auf einer historisch wohl einmaligen Situation: einer Personalunion von Vorsitzendem der Kant-Gesellschaft Bonn und Vorsitzendem der Leibniz-Gesellschaft Hannover. Damals hatte Gottfried Martin (1901-1972), Ordinarius für Philosophie an der Universität Bonn, beide Ämter inne und er war davon überzeugt, dass ein Kandidat, der ein abgeschlossenes Mathematik- und Physikstudium und ein eben solches in Philosophie und Pädagogik vorzuweisen hatte, alle für diese Aufgabe erforderlichen mathematischen und geisteswissenschaftlichen Fähigkeiten mitbringen würde. An historische und kulturhistorische (einmal ganz abgesehen von für eine Edition unabdingbaren philologischen) Fähigkeiten hatte er wohl weniger gedacht. Ich jedenfalls war damals lediglich ein wenig mit dem 18. Jahrhundert Kants, keinesfalls aber mit der Frühaufklärung vertraut; meine mathemathikhistorischen Kenntnisse gingen über eine eher oberflächliche Bekanntschaft mit den euklidischen *Elementen* nicht wesentlich hinaus (reguläre mathematikgeschichtliche Vorlesungen wurden in den sechziger Jahren nur an ganz wenigen bundesrepublikanischen Universitäten angeboten) und meine Latein- und Französisch-Kenntnisse waren eher mittelmäßig.

Konnte es da verwundern, dass Herr Hofmann, der seit Jahrzehnten den ersten Band des mathematischen Briefwechsels von G. W. Leibniz vorbereitet und eine Vielzahl von Publikationen über die leibnizsche Mathematik veröffentlicht hatte, sich einen entschieden sachkundigeren jungen Mitarbeiter gewünscht hatte. Tatkräftig, wie er war, beließ er es jedoch nicht bei den ihm zugegangenen Informationen über den ins Auge gefassten Kandidaten, sondern veranlasste umgehend, dass mir viele Monate vor dem geplanten Dienstantritt eine kleine Sammlung von Kopien leibnizscher (mathematischer) Handschriften zugesandt wurde, und bat mich in einem Begleitschreiben, dieselben transkribiert und kommentiert zurückzusenden.

Als sach- und ergebnisorientierter Vertreter der ersten Nachkriegsgeneration hatte ich mit einer solcherart dokumentierten Gründlichkeit bei der Personalauswahl keinerlei grundsätzliche Probleme. Ich entgegnete Herrn Hofmann in der Form höflich – wie ich hoffe –, in der Sache aber auch unmissverständlich, dass ich die für diese Aufgaben erforderlichen Vorkenntnisse und Fähigkeiten zur Zeit keineswegs besäße und mich auch nicht verpflichtet sähe, mir dieselben vor meiner Anstellung zu erwerben. Vielmehr sei ich intensiv mit der Fertigstellung einiger begonnener Arbeiten über die kantische Philosophie beschäftigt. Dass ich

zusätzlich auch noch an einer mathematischen Dissertation arbeitete, verschwieg ich vorsichtshalber. – Wenn man sich vor Augen hält, wie „beglückt“ und dankbar der nunmehr Endsechziger nach eigenem Bekunden war, als ihn 40 Jahre früher Herr Heinrich Wieleitner (1874-1931) „als Mitarbeiter bei den gerade entstehenden neuesten Arbeiten“ (69.03, S. 28) angenommen hatte, ahnt man leicht, wie entsetzt unser pensionierter Gymnasialprofessor über einen solchen potentiellen Mitarbeiter an der Leibniz-Edition gewesen sein muss.

Je näher meine Einstellung heranrückte, umso mehr versuchte ich, mich wenigstens mit der Vorgeschichte der Leibniz-Akademie-Ausgabe ein wenig vertraut zu machen. Und je ausgiebiger ich mich mit dem Stand der Mathematik im 17. Jahrhundert befasste, umso mehr wurde mir klar, dass mein typisches Nachkriegsstudium der Mathematik mir keinesfalls ein ernst zu nehmendes Verständnis für die mathematischen Methoden und Vorgehensweisen der Leibniz-Zeit vermittelt hatte: eine Erkenntnis, die ich Herrn Hofmann dann doch lieber noch einige Zeit vorenthielt. Was ich ihm auch vorenthielt – diesmal aber unbewusst und ganz ohne Hintergedanken – , war, dass mein mathematischer Schwerpunkt glücklicherweise Spezielle (reelle) Funktionen und nicht etwa – wie damals üblich – moderne algebraische oder analytische Theorien war, sodass ich wenigstens mit den anwendungsnahen mathematischen Gegenständen und Methoden des 20. Jahrhunderts vertraut war. Und so glaubte ich, dass meine Aufgabe „lediglich“ darin bestand, die Reduktion dieses bekannten Instrumentariums auf die Möglichkeiten des 17. Jahrhunderts durchzuführen: wahrlich ein weiter Weg mit vielen Mühen und Irrwegen. Herr Hofmann misstraute verständlicherweise nicht nur meinen mathematik-historischen, sondern wohl noch mehr meinen mathematischen Fähigkeiten; was er auch keinesfalls zu verheimlichen bemüht war. Durch Zufall geriet mir dann seine Doktorarbeit *Über die gestaltliche Diskussion des durch eine gewisse Differentialgleichung 1. Ordnung 2. Grades definierten Kurvensystems* (28.01) aus dem Jahre 1928 in die Hände, eine Arbeit, die übrigens als *Abhandlung* dieser Akademie erschienen war. Ich las sie mit großem Interesse und erwähnte später in einem Gespräch mit Herrn Hofmann beiläufig, dass mir diese Arbeit sehr gut gefallen habe, und das nicht zuletzt auch deshalb, weil sich meine aktuellen mathematischen Arbeiten auf einem ähnlichen Gebiet bewegten. Mit dieser kleinen Offenbarung war das Eis zwischen Herrn Hofmann und Herrn Heß gebrochen. Ich durfte Herrn Hofmann von da an vertrauensvoll mit allen auftauchenden mathematikhistorischen Fragen belästigen, wofür ich mich wenige Jahre später – bei der Übersetzung der hofmannschen *Entwicklungsgeschichte der Leibnizschen Mathematik* (78.08) – durch das Nachrechnen aller mathematischen Formeln revanchieren konnte. Herr Hofmann lud mich auch bald darauf zum Mathematikgeschichtlichen

Kolloquium nach Oberwolfach ein und machte mich mit dem dort versammelten Kreis der wichtigsten Mathematikhistoriker Deutschlands und der Nachbarländer bekannt.

Die hier geschilderten Begebenheiten beim Bekanntwerden der Herren Hofmann und Heß zeigen deutlich zwei zentrale hofmannsche Präferenzen auf:

- die Vorrangigkeit handwerklich mathemathistorischer Detailarbeit und
- die Priorität fachmathematischer Fähigkeiten gegenüber allen anderen kulturwissenschaftlichen Qualifikationen.

2. Mein bereits angedeuteter (einwöchiger) Aufenthalt im mathematischen Forschungsinstitut Oberwolfach, das damals teilweise noch im romantischen Schlösschen Lorenzenhof untergebracht war, führte 1972 erstmals zu einem näheren persönlichen Kontakt mit dem Menschen Josef Ehrenfried Hofmann. (Bis dahin kannte man sich aufgrund der weit von einander entfernten Verweilorte Hannover und Ichenhausen/Günzburg lediglich durch schriftliche Mitteilungen und durch kurze Gespräche bei Blitzbesuchen Hofmanns in Hannover.) Als erstes fiel mir seine spartanische Lebensweise auf: Wenig Schlaf, sparsames Essen und Trinken sowie fast ununterbrochenes Arbeiten. Während wir jungen Leute bei Wein und Bier den Abend und Teile der Nacht in munterer Runde verbrachten, nahm Herr Hofmann als Getränk ausschließlich Milch zu sich. Er verließ auch sehr bald die Runde und zog sich auf sein Zimmer zurück, um sich seiner wissenschaftlichen Arbeit zu widmen. Dazu nahm er sich stets einige Bücher aus der Bibliothek des Instituts mit, denn hier in Oberwolfach war die Literaturversorgung entschieden besser als in Hofmanns Heim in Ichenhausen.

Besonders gerne erzählte Herr Hofmann in kleiner Runde von den Anfängen des Forschungsinstituts in den fünfziger Jahren, als die Tagungsteilnehmer noch in die Holzversorgung des Kamins und in den Küchendienst eingebunden waren. Dem kurz zuvor nebenan entstandenen modernen Neubau – dessen großzügig geplanter Bibliothek schließlich auch das anheimelnde Schlösschen weichen musste – und seiner perfekten, aber unpersönlichen Organisation konnte er nicht viel Gutes abgewinnen.

Auch bei diesem kurz skizzierten mehrtägigen Zusammenleben mit Herrn Hofmann in Oberwolfach konnte ich einige kennzeichnende Charakterzüge seiner Persönlichkeit feststellen:

- Er war ein harter und sehr bescheidener Arbeiter, der wissenschaftlicher Betätigung absolute Priorität gegenüber allen anderen Aktivitäten (bekanntlich hatte Herr Hofmann keine Kinder!) einräumte. Vergnügungen und Genüsse hielt er für nebensächlich, wenn nicht gar für Zeitverschwendung.
 - Sein besonderes Interesse galt der mathemathikhistorischen Quellenliteratur, die ihm nach seiner Ausbombung in Berlin und nach seinem Umzug in das bibliotheksferne Ichenhausen nur noch schwer zugänglich war. Wie mir seine Ehefrau einmal mitteilte, hat er nach 1945 einen Umzug „in die Stadt“ allerdings nie ernsthaft in Erwägung gezogen.
3. Leider starb Herr Hofmann unfallbedingt so früh, dass er das Erscheinen des Herzstücks seiner Leibniz-Forschung – des 1. Bandes des leibnizschen mathematischen Briefwechsels (im Rahmen der Akademie-Ausgabe) – nicht mehr miterleben konnte. Als die Verlagskorrekturen im Leibniz-Archiv eintrafen, war seine Ehefrau Josepha Hofmann (1912-1986) mein Ansprechpartner. Sie, die seit vielen Jahrzehnten ihrem Mann hilfreich zur Seite gestanden hatte, kannte sich verhältnismäßig gut mit den zu druckenden Texten und mit deren Begleitmaterial aus. Bei meinem kurz nach Hofmanns Tod erfolgten Antrittsbesuch in Ichenhausen, erlebte ich sowohl ihr angenehm bescheidenes Auftreten als auch ihr hilfreiches Entgegenkommen. Frau Hofmann hatte die wissenschaftliche Arbeit ihres Mannes selbstlos in den Mittelpunkt ihres Lebens gestellt. Nur ihre Schwester, eine Schuhhändlerin (wie jeder wusste, der je mit Hofmanns Zettelkästen – d. i. Schuhkartons – gearbeitet hatte), in deren Haus das Ehepaar Hofmann lebte, konnte sich des Öfteren herzerfrischende Lästerreden über den/die Wissenschaftsnarren über ihr nicht verkneifen.

Die Verlagskorrekturen gelangen mit Frau Hofmanns Hilfe relativ schnell und problemlos, wenn auch nicht jede Satzanweisung des Bandautors restlos aufgeklärt werden konnte. Herr Hofmanns (aus meiner Sicht) übertriebene Sparsamkeit hatte leider dazu geführt, dass die uns fehlenden Autorennotizen häufig auf bis dahin noch unbeschriebenen Restflächen ganz anderer Typoskriptseiten versteckt waren, sodass wir die Suche nach ihnen bisweilen ergebnislos aufgeben mussten.

Wie sich bei weiteren Besuchen herausstellte, war Frau Hofmann trotz ihres Mathematikstudiums eher der Kunst und der schöngeistigen Literatur zugetan. Auch war sie eine ausgesprochene Natur- und Gartenliebhaberin, die jeden Besucher mit Freude und Stolz durch Ihr separates, weitgehend naturbelassenes und geheimnisvolles Gartenareal führte. Sie hatte diese ihre Neigungen allerdings zu Lebzeiten von Josef Ehrenfried

weitgehend zurückgestellt, um ihrem Mann dabei behilflich zu sein, alle Arbeiten, die in den Jahren seiner schulischen Verpflichtungen liegen geblieben waren, noch zu einem Abschluss zu bringen. Nun, da er verstorben war, konnte sie sich ihrem zweiten Ich wieder ausgiebiger zuwenden.

Lassen Sie mich zum Schluss meiner bisher persönlich gehaltenen Anmerkungen Ihre Aufmerksamkeit auf einige Parallelen der hofmannschen Lebensumstände zu denen seines größten mathematikgeschichtlichen Heroen G. W. Leibniz richten. Es gibt zwar allein aufgrund der völlig verschiedenen politischen, kulturellen und zivilisatorischen Bedingungen des 17. Jahrhunderts viele gravierende Unterschiede beider Lebensarten, aber es gibt auch strukturelle und vielleicht sogar axiologische Gemeinsamkeiten.

Als erste Parallele wäre die durch äußere Umstände verursachte Beschränkung der freien beruflichen Entfaltung zu nennen. So wie Leibniz seine höfischen Ämter und deren zeitraubende Verpflichtungen behinderten, so beeinträchtigten die Zerstörungen des zweiten Weltkriegs und die durch die politischen Veränderungen bedingte Rückkehr aus dem Wissenschaftsbetrieb der Berliner Akademie in den Gymnasialunterricht die hofmannsche Schaffenskraft ganz entschieden.

Als zweite Parallele lassen sich bei beiden geradezu eremitenhafte Lebensweisen ausmachen. Hofmann lebte zwar nicht als Single wie der hannoversche Hofrat Leibniz, aber sein Leben war ebenso wenig von starken Familienbanden oder von privaten Vernetzungen bestimmt wie das leibnizsche, sodass der Gymnasiallehrer seine in der unmittelbaren Nachkriegszeit entstandene spartanische Lebensführung ohne nennenswerte Widerstände über Jahrzehnte fortsetzen konnte.

Die dritte Parallele betrifft schließlich Hofmanns wie Leibniz' geringes Interesse an körperlichen und geistigen Genüssen sowie an künstlerischen und kulturellen Angeboten. Beide ordneten diese Erfahrungsbereiche den von ihnen als vorrangig angesehenen intellektuellen Bereichen so weit unter, dass die ersten fast bis zur Unkenntlichkeit degenerierten.

Bei all diesen Parallelen dürfen aber auch die Differenzen nicht außer Acht gelassen werden. In den Inhalten ihrer Forschungen wie auch in der Kontaktpflege mit anderen Wissenschaftlern unterschieden sich Hofmann und Leibniz gravierend und grundsätzlich von einander. Während Leibniz ein wissenschaftlicher Universalist und Philosoph war, lag der Schwerpunkt hofmannscher Forschungstätigkeit auf der Geschichte konkreter mathematischer Ideen. Allgemeinen grundlagentheoretischen oder wissenschaftstheoretischen Fragestellungen war er ebenso abhold wie soziologiegeschichtlichen Betrachtungen, die sich in den sechziger Jahren des 20. Jahrhundert (T. S.

Kuhn) mehr und mehr in den Vordergrund drängten. Und den Aufbau eines Europa umspannenden Korrespondentennetzes nach leibnizischem Vorbild hätte Hofmann wohl auch nie angestrebt, da ihm dies zu viel kostbare Energie und Forschungszeit entzogen und vermutlich seine sprachliche und gesellschaftliche Weltgängigkeit überfordert hätte.

Ich möchte als Zusammenfassung meiner Ausführungen Hofmanns eigene Worte bemühen, um durch sie seine idealisierte Lebensaufgabe zu beschreiben. Auf diese Weise wird am besten Hofmanns primäre Fachgebundenheit, seine Vorliebe für Quellenliteratur, seine Bereitschaft zu arbeitsteiligem Vorgehen und die etwas aufgesetzt wirkende kulturgeschichtliche Überhöhung deutlich:

„Zweifelsohne gehört es mit zum vollen Verständnis der Leitgedanken eines Faches, dass auch deren Entwicklung zur Kenntnis genommen wird. Vieles davon lässt sich aus Büchern lernen; das Beste wird wohl wie auch überall sonst in der persönlichen Berührung mit jenen Forschern gewonnen werden können, die sich das Studium der früheren Epochen eines Faches zur Aufgabe gestellt haben, um sie in ihrer Beziehung zur Kulturgeschichte der Menschheit sichtbar zu machen.“ (69.03, S. 34)